



Eduard A. Wiecha
Disziplinlos
Eigensinnige Lebensbilder zwischen Wissenschaft und Kunst
ISBN 978-3-86581-422-7
336 Seiten, 16,5 x 23,5 cm, 24,95 Euro
oekom verlag, München 2013
©oekom verlag 2013
www.oekom.de

Frau und Forscherin: Marie Curie

Eine schwer fassbare Persönlichkeit

Die Vereinbarkeit von Wissenschaft und Weiblichkeit wurde in der Gesellschaft Europas erst im Laufe des 20. Jahrhunderts als akzeptierbares Modell zur Lebensgestaltung verankert. Auch heute noch, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, lebt in vielen Köpfen nicht nur älterer, sondern auch jüngerer Menschen das »klassische« Rollenbild der Frau fort. In der Zeit, in der Marie Curie lebte und forschte, war die Vereinbarkeit von Wissenschaft und Weiblichkeit kaum vorstellbar und überhaupt nur durch Überwindung großer Hürden zu leben.

Noch bemerkenswerter erscheint Marie Curies Biografie bei Betrachtung all der anderen Umstände, die sich ihr entgegenstellten. Sie war nach allen Zeugnissen ein außergewöhnlicher Mensch. Das gilt nicht nur bezüglich ihrer außerordentlichen Begabung und Intelligenz. Dies hätte nicht ausgereicht, um aus ihr die herausragende Persönlichkeit werden zu lassen, als die sie die Menschheit kennt. Sie war zudem eine geradezu Getriebene, eine Frau mit einer Berufung, die mit ungeheurer Beharrlichkeit und Zielstrebigkeit ihrem Wunsch nachging, immer neu zu lernen und ihr Wissen anzureichern. Um sich diesen Wunsch zu erfüllen, war Sie bereit, eine jahrelange, wenig erfüllende Tätigkeit als Gouvernante auf sich zu nehmen, dazu ein Leben in Armut während ihres Pariser Studiums, die Entfernung von ihrer Familie, speziell vom Vater, den Verzicht auf Freundschaften, auf Ablenkungen und Liebe.

Das Leben von Marie Curie war geprägt von Disziplin: einer außerordentlich hohen Selbstdisziplin. Auf der anderen Seite blieb ihr Leben »disziplinos« oder genauer: jenseits der Disziplinen. Sie studierte Physik und Mathematik und erhielt doch ihren zweiten Nobelpreis in der Disziplin Chemie. Sie hatte sich im Laufe ihrer Forschungen zusätzlich zu ihrer Kompetenz als Physikerin die Fähigkeiten einer herausragenden präparativen Chemikerin angeeignet. »Disziplinos« verhielt sich Marie Curie auch in ihrer Eigenschaft als Mutter. Die Rolle einer sich um Haus und Kinder kümmernden Frau entsprechend, der zu ihrer Zeit gültigen Vorstellung, konnte und wollte sie im Interesse ihres Berufes nicht erfüllen.

Frauen wie Marie Curie, die sich unter großen Anstrengungen ihren Platz in einer von Männern dominierten Welt suchen mussten, galten schon zur damaligen Zeit als Wegbereiterinnen der sich entwickelnden Frauenbewegung, die gleiche Rechte und Möglichkeiten für Frauen und Männer forderte. Selbstverständlichkeiten von heute wie die freie Wahl des Studienortes oder ein – nahezu – ungehinderter Zugang von Naturwissenschaftlerinnen in akademische Laufbahnen existierten am Ende des 19. Jahrhunderts nicht. Die Mühen,

denen sie sich unterzogen, ermöglichten in Verbindung mit ihrer Ausdauer einen Wandel im Denken der Gesellschaft. Sie unterstützten, zumindest in westlich orientierten Ländern, die auch heute noch nicht abgeschlossene Hinwendung zur Gleichberechtigung der Frau. Obwohl Marie in vielen Bereichen ein emanzipiertes, selbst bestimmtes Leben führte und sich stets für Belange von Mädchen und Frauen einsetzte, agierte sie nicht kämpferisch oder gar als Frauenrechtlerin. Sie legte allerdings größten Wert auf die Anerkennung ihrer ureigensten wissenschaftlichen Leistungen, unabhängig von ihrem Geschlecht.

Über Marie Curie wurde sehr viel geschrieben, unter Verwendung ihrer noch erhaltenen Tagebuchaufzeichnungen und Briefe, ihrer akribisch geführten Notizen über Ausgaben und alltägliche Begebenheiten, dazu weiterer schriftlicher Quellen aus ihrem Umfeld und ihrer Zeit. Trotzdem bleibt sie als Mensch und als Frau schwer fassbar, zumal sie erklärtermaßen der Öffentlichkeit gegenüber keinerlei Gefühle zeigen wollte.

Marie, das Mädchen

Marya Sklodowska wurde am 7. November 1867 in Warschau geboren. Sie war das letzte von fünf Kindern zweier gebildeter Eltern. Zusammen mit ihren Geschwistern wuchs sie in einer liebevollen Familie und einer intellektuell äußerst anregenden Umgebung auf. Ihr Vater, Professor für Physik und Mathematik, beherrschte mehrere Sprachen und verfasste selbst Gedichte. Er vermittelte seinen Kindern seine Begeisterung für Literatur, Architektur und Naturstudien. Auch Marias Mutter hatte eine gute Ausbildung erhalten und war zuletzt als Leiterin eines Mädchenpensionats tätig. Ihre Berufstätigkeit gab sie, bedingt durch Umzug und Krankheit, erst 1867 auf. Marie hatte in ihr ein wichtiges Vorbild bezüglich der Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf. Früh zeigte sich ihr Wunsch nach wissenschaftlichem Experimentieren, den die Eltern förderten. Bereits in ihrer Kindheit las sie mit Leidenschaft und verschlang alle Bücher, derer sie habhaft wurde. Die Schule besuchte sie gern. Auf Grund ihrer enormen Wissbegierde und ihrer hervorragenden Leistungen schloss sie bereits mit 16 Jahren das Gymnasium ab. In der Familie Sklodowski wurde es als selbstverständlich angesehen, allen Kindern ein Studium zu ermöglichen. Kindheit und Jugend der Marie Curie waren aber auch geprägt von finanziellen und persönlichen Problemen der Familie. Marias Vater verlor als nicht angepasster Pole im russisch besetzten Gebiet 1873 seine Dienstwohnung, verbunden mit einer Gehaltskürzung. 1876 starb Marias Schwester Zosia an Typhus, 1878 ihre Mutter an Tuberkulose. Von da an lebte die Familie in räumlich und finanziell beengten Verhältnissen, da der Vater zur Aufbesserung seines Einkommens in der Wohnung Schüler als Untermieter aufnahm.

Ganz offenkundig zeigte sich bereits in jungen Jahren, was Marie Curie während ihres gesamten Lebens auszeichnen sollte: ihre große Ernsthaftigkeit, verbunden mit Wissensdurst, Ausdauer und Fleiß. Dazu kamen Willens-

stärke, Eigensinn, Perfektionismus und Beharrlichkeit. Bereits nach Abschluss des Gymnasiums war Marie physisch und psychisch so erschöpft, dass ihr Vater ihr ein Orientierungsjahr bei Verwandten auf dem Land vorschlug. Dem Zeugnis ihrer Tochter Eve zufolge war dies die einzige Phase in ihrem Leben, in der sie sich Ruhe und Nichtstun gönnte. In dieser Zeit entdeckte sie ihre Liebe zur Natur und zum Landleben.

Marie, die junge Frau

Zurückgekehrt nach Warschau, schloss sich Marie einem Kreis von Positivisten an. An der illegalen *Fliegenden Universität* bildeten sich junge Polinnen und Polen weiter und vermittelten ihr Wissen z.B. an Arbeiterinnen, um die Bildung des Volkes zu heben und geistiges »Kapital« im besetzten Polen zu sammeln.

Die Möglichkeiten des Wirkens waren gering, und die erreichten Ergebnisse konnten nicht beträchtlich sein. Dennoch halte ich an dem Glauben fest, dass die Ideen, die uns damals leiteten, die einzigen sind, die zu einem wahren Fortschritt führen können. Wir dürfen nicht hoffen, eine bessere Welt zu erbauen, ehe nicht die Individuen besser werden. In diesem Sinn soll jeder von uns an seiner eigenen Vervollkommnung arbeiten, indem er auf sich nimmt, was ihm im Lebensganzen der Menschheit an Verantwortlichkeit zukommt, und sich seiner Pflicht bewusst bleibt, denen zu helfen, denen er am ehesten nützlich sein kann.

(zitiert nach Eve Curie, 42)

Hier zeigen sich weitere Wesenszüge von Marie Curie: ihre Selbstlosigkeit und ihr Verantwortungsbewusstsein gegenüber der Gesellschaft. Diese Eigenschaften bestimmten ihre Handlungen sowohl in der Wissenschaft als auch im humanitären Bereich während des Ersten Weltkriegs. Marie fühlte sich aber auch ihrer Familie gegenüber in der Verantwortung. Der Wunsch ihrer Schwester Bronia, in Paris Medizin zu studieren, ließ sie den Plan fassen, zunächst einer Erwerbstätigkeit nachzugehen und das Studium der Schwester zu finanzieren. Später könnte sie selbst in Paris mit Unterstützung der berufstätigen Schwester ein Studium aufnehmen. Nach einer ersten, schlecht bezahlten Stelle fand Marie eine Anstellung als Gouvernante bei einer wohlhabenden, angenehmen Familie in dem kleinen polnischen Dorf Krasiniec. Hier konnte sie sich neben ihren Erziehungsaufgaben an den (freilich disziplinelosen) Kindern ihren eigenen Interessen nachgehen und viel lesen. In ihren Erinnerungen hält sie fest:

Die Literatur interessierte mich ebenso sehr wie die Soziologie und die Naturwissenschaften ... Dennoch gab ich mir in diesen Arbeitsjahren alle Mühe, darauf zu kommen, wo meine eigentliche Vorliebe lag, und so wendete ich mich endlich der Mathematik und Physik zu ... Meine einsamen Studien waren reich an Schwierigkeiten. Die wissenschaftliche Bildung, die mir das Gymnasium gegeben hatte, war sehr lückenhaft, weit geringer als die des französischen Bakkalaureats. Ich versuchte, sie auf meine Art zu ergänzen, mit Hilfe von Büchern, die ich auf gut

Glück zusammenbrachte. Diese Methode war nicht sehr wirksam, aber ich gewöhnte mich dabei an selbständiges Arbeiten und erwarb eine ganze Menge von Kenntnissen, die mir später nützlich waren. (ebenda, 54)

Zudem gründete sie mit der Tochter der Familie ein Projekt zur *Aufklärung des Volkes* und unterrichtete Bauernkinder heimlich im Lesen und Schreiben der polnischen Sprache. Als sie sich in den Sohn des Hauses verliebte und dessen Eltern eine Heirat verboten, verlor sie jede Hoffnung auf eine eigene erfüllte Zukunft. Sie fühlte sich unglücklich und wurde allmählich bitter. Ihre Energie verwendete sie auf ein Durchhalten – »...Oberstes Prinzip: sich nicht unterkriegen lassen, nicht von den Menschen und nicht von den Ereignissen.« (ebenda, 59) – auf das Verbergen ihrer Gefühle und auf die Förderung ihrer Geschwister. An ihren Bruder Jozef schrieb sie 1887:

Die Begabung, die ohne Zweifel in unserer Familie vorhanden ist, darf nicht verlorengehen und muss in einem von uns zum Durchbruch kommen. (ebenda, 57)

und an ihre Freundin Kazia 1888:

...Was mich betrifft, so bin ich sehr heiter – und oft genug verberge ich hinter einem Lachen meinen völligen Mangel an Heiterkeit. Das habe ich nämlich gelernt: Menschen, die alles so stark empfinden wie ich, und die nicht imstande sind, diese Veranlagung zu ändern, müssen sie wenigstens so gut als möglich verheimlichen. (Ksoll/Vögtle, 29)

Nach dem Auslaufen ihrer Stelle 1889 folgte Marie der Einladung ihrer Schwester nach Paris nicht, aus Hoffnungslosigkeit und Sorge um Vater und Geschwister: »Glück hatte ich nie, habe ich nicht und werde ich nie haben.« (zitiert nach: Eve Curie, 61) Sie zog zu ihrem Vater nach Warschau, wo sie erstmals in einem als Museum getarnten Labor Experimente durchführen konnte. Dies gab ihr erneut Auftrieb, und sie bat ihre Schwester um Aufnahme in Paris, da sie nun doch an der *Sorbonne* studieren wollte. Ein Studium in Warschau war damals ausschließlich Männern vorbehalten.

Marie, die Studentin

Im November 1891 schrieb sich Marie an der Sorbonne, in der Naturwissenschaftlichen Fakultät, ein. Ein Traum ging für sie in Erfüllung, den sie wie folgt beschreibt:

Alles, was ich Neues sah und lernte, begeisterte mich. Vor mir tat sich eine neue Welt auf, eine Welt des Wissens, zu der mir endlich Zutritt gestattet war. (Röthlein, 63)

Problemen mit der Sprache und ihren mangelhaften mathematischen und physikalischen Vorkenntnissen begegnete sie mit der ihr eigenen eisernen

Disziplin. Um der Universität näher zu sein und mehr Ruhe als im Haus ihrer Schwester zu haben, zog sie trotz finanzieller Knappheit ins Quartier Latin und widmete sich während der kommenden drei Jahre nahezu ausschließlich ihrem Studium. Aus dem gesellschaftlichen Leben, das sich auf die polnische Gemeinde beschränkte, zog sie sich im Laufe der Zeit vollständig zurück und lebte in großer Einsamkeit und in bitterer Armut in einem Zimmer ohne Heizung, Licht und Wasser. In einem Brief an ihren Bruder berichtet sie 1892:

Ich arbeite tausendmal mehr als am Anfang meines Aufenthalts; in der Rue d'Allemagne hatte mein kleiner Schwager die Gewohnheit, mich endlos zu stören. Er konnte es absolut nicht vertragen, dass ich mich, in seinem Hause wohnend, mit anderen Dingen beschäftigte, als gemütlich mit ihm zu schwatzen. (Eve Curie, 76)

Zwei Jahre später fügte sie hinzu:

Mein Leben ist so einförmig und im Grunde so uninteressant, dass es mir schwerfällt, es Dir im Einzelnen zu schildern. Ich leide aber nicht unter seiner Eintönigkeit und bedaure nur, dass die Tage so kurz sind und so schnell vergehen. Man bemerkt nie, was schon getan ist: man sieht bloß, was noch zu tun ist, und wenn man seine Arbeit nicht liebte, könnte man den Mut verlieren. (ebenda, 84)

Viel Zeit verbrachte sie in der – geheizten – Bibliothek und auch im Laboratorium, dessen Atmosphäre des Schweigens und der Konzentration sie Zeit ihres Lebens liebte. Ihre spartanische Lebensweise und die Missachtung ihrer eigenen körperlichen Bedürfnisse blieben nicht ohne Folgen für ihre Gesundheit, die sich beispielsweise in Ohnmachten vor Erschöpfung äußerten. 1893 schloss sie als erste Frau an der Sorbonne ihr Physikstudium mit dem Lizentiat ab und erwarb 1894 zusätzlich das Lizentiat in Mathematik, beide mit herausragenden Noten.

Marie, die Ehefrau und Partnerin

1894 begegnete Marie in Pierre Curie ein Gleichgesinnter. Pierre, der zu dieser Zeit bereits eine Reihe von naturwissenschaftlichen Entdeckungen gemacht hatte, urteilte über das andere Geschlecht:

Geniale Frauen sind selten. Und wenn wir, von einer mystischen Liebe getrieben, ein der Natur entgegengesetztes Leben beginnen wollen, wenn wir alle unsere Gedanken auf eine Arbeit verwenden, die uns von unserer Umgebung entfernt, so sind es die Frauen, mit denen wir kämpfen müssen, und der Kampf ist fast immer ungleich. Denn im Namen des Lebens und der Natur streben sie danach, uns zurückzuführen. (zitiert nach Reid, 54)

Pierre war wie Marie ein genialer Geist und lebte für Wissenschaft und Forschung. Ähnlich wie Marie war er an akademischen Ehrungen nicht interessiert, wie ihn auch der gesamte Hochschulbetrieb mit seinen internen Macht-

kämpfen eher abstieß. Auch die Veröffentlichung seiner Ergebnisse bedeutete Pierre im Gegensatz zu Marie nicht viel. Er bat Marie, ihn zu heiraten oder wenigstens mit ihm zusammen zu leben und zu arbeiten. Marie zögerte lange, auch weil eine Verbindung mit einem Franzosen für sie die geplante Rückkehr in ihre Heimat ausschloss. Schließlich gab sie ihren wachsenden Gefühlen zu Pierre nach. 1895 heiratete das Paar, welches während der eher kurzen gemeinsamen Zeit eine tiefe Liebe verband. Das harmonische Zusammenleben beider wurde gestützt durch weitere gemeinsame Neigungen, besonders das Interesse an der Natur. In ihren Ferien unternahmen sie Wanderungen und Fahrradtouren und genossen dabei die Ruhe und das Alleinsein.

Um möglichst wenig Zeit mit Hausarbeiten verbringen zu müssen, die ihr nach der klassischen Arbeitsteilung in einer Ehe zufielen und die sie immer pflichtbewusst erledigte, richtete Marie ihre Wohnung »pflegeleicht« und nur mit den notwendigsten Gegenständen ein. Die Beziehungen zu den jeweiligen Schwiegerfamilien waren freundschaftlich. Das Paar besuchte regelmäßig an Wochenenden Pierres Eltern in Sceaux, wo es auch die Möglichkeit hatte ungestört weiter zu arbeiten. Weiter reichende Kontakte pflegte das Paar nicht, wie man einem Brief Maries an ihren Bruder entnehmen kann:

Unser Leben ist immer das gleiche einförmige. Außer der Familie sehen wir niemanden. Wir gehen fast niemals ins Theater, gönnen uns keinerlei Zerstreuung.
(Eve Curie, 114)

Die Forschungsarbeiten im Rahmen ihrer Dissertation, die Marie an Uranverbindungen durchführte, fanden so großes Interesse bei Pierre, dass er seine eigenen kristallographischen Untersuchungen zurückstellte, bis zu seinem Tod kontinuierlich an Maries Projekt mitarbeitete und Ergebnisse stets gemeinsam mit ihr veröffentlichte. Marie präziserte hierzu:

Wir waren während dieser Zeit von dem neuen Gebiet, das sich dank einer unverhofften Entdeckung vor uns erschloss, gänzlich in Anspruch genommen. Trotz unserer schweren Arbeitsbedingungen waren wir sehr glücklich. Unsere Tage verbrachten wir im Laboratorium. In unserem armseligen Hangar herrschte tiefe Ruhe; manchmal, wenn wir irgendeine Prozedur überwachten, gingen wir auf und ab und sprachen von gegenwärtiger und zukünftiger Arbeit; wenn uns kalt war, stärkten wir uns mit einer Tasse heißen Tees, die wir beim Ofen einnahmen. Wir lebten wie in einem Traum, von der einen, einzigen Sache erfüllt. (ebenda, 138)

Ihrer Schwester Bronia teilte sie darüber hinaus mit:

Es war alles und mehr, als ich mir je erträumen konnte, als ich mich mit ihm verband. Meine Bewunderung für seine außerordentlichen Eigenschaften wuchs von Tag zu Tag. Er schien mir manchmal wie ein fast einzigartiges Wesen in seiner Losgelöstheit von jeder eitlen Regung, von der Kleinlichkeit, die man an sich und anderen wahrnimmt und nachsichtig beurteilt, nicht ohne einem vollkommeneren Ideal zuzustreben.
(ebenda, 198)

In einem anderen Brief an Bronia heißt es:

Oft bin ich ganz traurig über meine Einsamkeit. Sonst kann ich mich über nichts beklagen, da es uns körperlich nicht schlecht geht; das Kind gedeiht gut, und ich habe den besten Mann, den man sich nur wünschen kann; ich hätte nie gedacht, einen solchen zu finden. Es ist eine wahre Gottesgabe, und je länger wir zusammenleben, desto mehr lieben wir uns. (ebenda, 140)

Mit der Zeit zeigten sich bei Marie und Pierre ernste gesundheitliche Beeinträchtigungen, die von der Arbeit mit den radioaktiven Substanzen herrührten. Beide waren andauernd erschöpft und müde. Pierres Erschöpfung führte vermutlich dazu, dass er 1906 durch ein Pferdefuhrwerk ums Leben kam. Marie reagierte auf seinen Tod wie versteinert, kaum in der Lage, ihren Kummer zu zeigen. Umso klarer belegen ihre Aufzeichnungen eine tiefe Verzweiflung über den Verlust des Partners. Im Tagebuch bleibt Pierre ihr Adressat:

Ich verbringe meine Tage arbeitend im Laboratorium, das ist alles, was ich tun kann! Dort ist mir besser als irgendwo anders. Ich kann mir nichts mehr vorstellen, was mir Freude bereiten könnte, die wissenschaftliche Arbeit vielleicht ausgenommen – doch nein, denn wenn mir etwas gelänge, könnte ich nicht ertragen, dass du nichts davon wüsstest. (ebenda, 210)

In einem Brief an die Freundin Kazia drückt sich neben Verzweiflung ein geradezu trotziges Verantwortungsbewusstsein aus:

Mein Leben ist so zerstört, dass es sich nie mehr einrichten wird. So ist es, so wird es bleiben, und ich werde nicht versuchen, es zu ändern. Ich habe den Wunsch, meine Kinder so gut wie nur irgend möglich zu erziehen, doch sind auch sie nicht in der Lage, mich zum Leben zu erwecken. (ebenda, 218)

Marie, die Mutter

Obwohl sich Marie wohl Kinder wünschte, fühlte sie sich durch die gesundheitlichen Einschränkungen, an denen sie während ihrer ersten Schwangerschaft 1897 litt, stark in ihrer Arbeit behindert. Sie geriet nach der Geburt ihrer Tochter Irène in einen Konflikt zwischen ihrer klassischen Rolle als Mutter und ihrem Selbstverständnis als Wissenschaftlerin. Erleichtert wurde ihr das Arbeiten und Forschen durch den Umzug von Pierres gerade verwitwetem Vater in ihren Haushalt, da er dort die Betreuung von Irène und später auch von Eve weitgehend übernahm. 1903 erlitt Marie eine unglückliche Fehlgeburt. Sie erkannte selbst, dass sie sich durch ihren schonungslosen Umgang mit ihrem Körper zu viel zugemutet hatte. Doch konnte sie nicht von ihrer Arbeit, ihrer Leidenschaft, lassen. Als Ende 1904 ihre Tochter Eve geboren wurde, legte sie nur eine kurze Pause ein. Knapp zwei Monate später unterrichtete sie wieder an der *Ecole Normale Supérieure*, an der sie schon seit 1900 als Lehrerin tätig war.

Die Erziehung ihrer Töchter nahm Marie, unterstützt von ihrem Schwiegervater und verschiedenen Gouvernanten, sehr ernst. Dazu gehörte auch, dass ihre Töchter Sport trieben, Kochen und Nähen lernten und sich früh mit geistiger Arbeit beschäftigten. Außerdem war es ihr ein Anliegen, ihren Kindern mitzugeben, was sie selbst erfolgreich gemeistert hatte: den Kampf gegen seelische Anfälligkeiten. Zusammen mit Kollegen organisierte sie ein zwei Jahre dauerndes Schulprojekt für die gemeinsamen Kinder, bei dem diese täglich von den Wissenschaftlern im Labor mit originellen Experimenten oder auch in der Universität lernen konnten.

Trotz aller Liebe und Bemühungen durch die Mutter erlebte Eve nach ihren eigenen Worten keine glückliche Kindheit. Dies mag in erster Linie daran gelegen haben, dass Marie ein introvertierter Mensch war, eine Persönlichkeit, die ihre Gefühle auch im privaten Umfeld nur schlecht zeigen konnte. Über Eigenschaften wie Leichtigkeit, Heiterkeit und die Fähigkeit zu genießen verfügte sie, so wie es sich aus den Biographien darstellt, nur in geringem Maße. Dazu kam, dass sie sich im Laufe der Zeit immer mehr in ihre eigene Welt zurückzog, die sie bis zu dessen Tod nur mit Pierre geteilt hatte. In ihren Briefen und Tagebuchaufzeichnungen, vor allem denen an die Töchter und den verstorbenen Mann, gelingt ihr der Ausdruck von Gefühlen noch am ehesten. In ihrer 1937 erschienenen Biographie beschreibt Eve ihre Mutter mit distanzierter Bewunderung, ja Verehrung: »Das durchgeistigte Gesicht von slawischem Typus konnte es sich leisten, auf Frische und Heiterkeit zu verzichten.« (ebenda, 226) Die Tochter wird nicht müde, all ihre guten Eigenschaften hervorzuheben und sie als einen absolut ungewöhnlichen, fehlerlosen Menschen darzustellen.

Maries Verbindung zu ihren Kindern riss nie ab. Immer wieder wird von gemeinsamen Aktivitäten berichtet. So unternahm Marie, als sie sich von ihrer schweren Krankheit erholt hatte, 1913 mit beiden Töchtern, Albert Einstein und dessen Sohne eine Wanderung durch das Engadin. Die drei Frauen verbrachten gemeinsame Urlaube, lebten und arbeiteten zusammen. Eve verallgemeinert im Nachhinein:

Bis ans Ende wird ihre Zärtlichkeit über das Schicksal ihrer beiden so verschieden gearteten Kinder wachen, ohne jemals eines dem anderen vorzuziehen. Irène und Eve werden in allen Wechselfällen des Lebens in ihr eine Beschützerin und warmherzige Verbündete finden. (ebenda, 256)

Marie, die immer sehr viel von sich selbst verlangte, übertrug dies auch auf ihre Töchter. Zu Beginn des ersten Weltkriegs erinnerte Marie beispielsweise die ältere der beiden, die sich mit Eve und einer Gouvernante in der Bretagne aufhielt, an ihre Verantwortung:

Liebe Irène, ... Paris ist so unweit der Grenze, dass die Deutschen sehr nahe kommen könnten. Das darf uns aber nicht daran hindern, für Frankreich den endgültigen Sieg zu erhoffen. Also Mut und Vertrauen! Denke an Deine Rolle als ältere Schwester, es wäre an der Zeit, sie ernst zu nehmen. (ebenda, 241)